

Das Menschliche

Autor(en): **Platzhoff-Léjeune, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **58 (1949)**

Heft 7

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-975805>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS MENSCHLICHE

Von Ed. Platzhoff-Léjeune

«Ich bin ein Mensch, und nichts Menschliches soll mir fremd sein», bekannte der römische Dichter Terenz im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt. Er meint damit zweifellos, dass jede Aeusserung menschlicher Erkenntnis und die ganze Verschiedenheit menschlicher Temperamente, Empfindungen, Wünsche, Hoffnungen und Träume seine warme Teilnahme und sein ganzes Interesse finden. Ob er damit auch seine Nachsicht für menschliche Schwächen, also für das Menschliche und Allzumenschliche bekunden will, ist nicht festzustellen. Der ganze Stolz und die ganze Freude am reinen Menschentum aber äussert sich fast jubelnd in dem vielgeschmähten 18. Jahrhundert, dessen vernünftige und etwas philiströs-prosaische Selbstgefälligkeit weit aufgewogen wird durch seine grossartige Weltbürgerlichkeit, seine gütige Toleranz und seine tätige Nächstenliebe. «Wen solche Lehren nicht erfreuen, verdient nicht ein Mensch zu sein», heisst es im hohen Liede der Weisheit und Duldsamkeit, der Zauberflöte Mozart-Schikaneders. «In diesen heil'gen Hallen kennt man die Rache nicht, und ist der Mensch gefallen, führt Liebe ihn zur Pflicht.»

Ich bin ein Mensch, sagte man damals mit Stolz und meinte damit, dass es zwischen Menschen keinen Unterschied der Sprache, des Glaubens, der Rasse gibt, der das Gefühl der Brüderlichkeit beeinträchtigen könne. Hier handelt es sich nicht um die Freude an der *Verschiedenheit* menschlichen Wesens in ihrem Reichtum, sondern um die Betonung der *Einheit* des Menschengeschlechts als einer in Frieden und Liebe verbundenen Familie. Wie wundervoll hat Lessing in «Nathan dem Weisen» dieses Ideal der Menschlichkeit auf die Bühne gebracht, wenn sich nach langen Wirrungen und Kämpfen der Jude Nathan, der Sultan Saladin und der christliche Tempelherr als Mitglieder *einer* Familie wiederfinden und erkennen.

Der Preis des Ideals der Menschlichkeit, seine Förderung und liebevolle Pflege macht die Grösse dieses vielverkannten 18. Jahrhunderts aus. Die französische Revolution, die im gleichen Geiste begann und in Hass und Blutvergiessen endete, bedeutete einen Sturz aus allen Himmeln in die Nacht der Barbarei, wie wir ihn jetzt wieder so eindrucksvoll und tragisch erlebten. Die Geschichte kennt viele solcher bitteren und schweren Rückschläge der Menschheit bei ihrem Aufstieg. Aber eben weil diese «Fälle» im Doppelsinn des Wortes häufig sind und sich periodisch ereignen, dürfen wir wieder Mut schöpfen; denn sie sind alle von tapferem Wie-

deraufstieg sofort begleitet, der umso energischer ist, als der Fall tief war.

So müssen wir auch heute wieder uns auf die Schulbank setzen und die Lektion der Menschlichkeit neu zu lernen versuchen. Wir müssen «das Menschliche» lieben und in die Tat umsetzen.

Wir sollten vor allem Freude haben an der *Verschiedenheit* der Menschen, die den Reichtum des menschlichen Lebens, seine Würde und seine Schönheit ausmacht. Ist es nicht ein Genuss und eine Förderung für uns, mit Menschen zu verkehren, die andere Ueberzeugungen hegen als wir, von denen wir lernen können? Wir wollen sie gar nicht bekehren, noch sie uns, aber wir suchen im Gedankenaustausch mit ihnen uns innerlich zu bereichern und Welt und Menschen mit grösserem Weitblick zu beurteilen. Nichts ist langweiliger, als stets mit Gleichgesinnten umzugehen und von ihnen zu hören, was wir längst wissen.

Nutzen wir also jeden Anlass, mit Menschen anderer Art, anderer Länder, anderer Sprachen und Gewohnheiten, anderen Glaubens und Temperaments in Beziehung zu treten. Fragen wir nicht immer nach Heimatschein, Sprache, Farbe, Rasse, Religion, das heisst nach dem Trennenden, um dann mit allerlei Bedenken und Reserven an einen Menschen heranzutreten, sondern schauen wir ihm ins Auge, reichen wir ihm die Hand und suchen wir den Boden der Verständigung auf einem menschlichen Boden. Diese Grundlage ist wahrhaftig breit genug. Was sagt doch Shylock zu Solanio und Salario? «Sind wir nicht mit derselben Speise genährt, mit denselben Waffen verletzt, denselben Krankheiten unterworfen, mit denselben Mitteln geheilt, gewärmt und gekühlt von eben dem Sommer und Winter? Wenn Ihr uns stecht, bluten wir nicht? Wenn Ihr uns kitzelt, lachen wir nicht? Wenn Ihr uns vergiftet, sterben wir nicht?» (Kaufmann von Venedig).

Es ist einfach verblüffend, wie hoch im griechisch-römischen Altertum der fremde Gastfreund gestellt wurde, und mit welcher Zuvorkommenheit gerade der Jude den Nichtjuden behandelte. Und es war unserer «fortgeschrittenen» Zeit vorbehalten, das «Fremdstämmige» zu hassen, zu verachten und zu verfolgen! Wir sind engherziger, kleinlicher, bedenklicher, ablehnender und zugeknöpfter, als die früheren Zeiten und Völker, auf die wir in unserem Bildungsstolz hochmütig hinabsehen. Es ist das wieder ein Beweis dafür, dass unsere hochgepriesenen Kulturfortschritte nur wissenschaftlicher, mate-

rieller und technischer Art sind, dass aber unser sittlicher Fortschritt alles zu wünschen übrig lässt. Zum Glück erheben sich aber immer wieder mitten unter uns Menschen verschiedenster Art und Herkunft, die uns an unsere Pflicht gemahnen und durch ihr echt menschliches Verhalten, ohne viel Worte, ein Beispiel geben. Bald zweitausend Jahre predigt uns das Beispiel des guten Samariters, wie wir ohne Worte, ohne Ausfragen, Feststellungen und Vorbehalte, selbst im Augenblick eigener Gefahr, dem unglücklichen Menschenbruder schnell, wirksam und selbstlos zu helfen haben, ohne auch nur zu wissen, wer er sei. Er ist unser «Nächster», nur weil er unser bedarf und kein anderer da ist, um zu helfen!

Aber das Wort *menschlich* hat noch einen besonderen Sinn. «Falls mir etwas Menschliches passieren sollte», sagt uns mit leiser Wehmut ein Hilfsbedürftiger, und damit meint er: «Falls Krankheit oder Tod noch früher an mich herantreten sollten, als ich dachte, und ehe ich die mir vorgesetzte Aufgabe erfüllt habe, dann hilf du den Meinen, tritt für mich ein, spiele meine Rolle zu Ende!»

Das Menschliche, das uns begegnet, ist auch die physische oder geistige Schwäche unseres Mitmenschen, sein plötzliches Versagen im entscheidenden Augenblick. Hier heisst es Rücksicht nehmen, Nachsicht üben, gütiges Verständnis zeigen, vergeben und verzeihen. «Ich bin nur ein Mensch», sagen wir und meinen damit: «Ich bin fehlbar, kann mich irren und auch beim besten Willen falsche Entscheidungen treffen und törichte Ansichten vertreten. Ich appelliere an die Nachsicht meiner Mitmenschen und bin bereit, ihnen mit dem gleichen Wohlwollen zu begegnen und Nachsicht zu üben, in der Hoffnung, auch Nachsicht zu erfahren.

Wahre Menschlichkeit ist *Güte*, die unterschiedslos, ohne Parteinahme, ohne persönliche Sympa-

thien und Antipathien, ohne Zögern und Bedenken, sich jedem Nächsten zur Verfügung stellt. So wird die Nächstenliebe in Nietzsches Sinne zur «Fernsten-Liebe», denn es gibt keinen Unterschied mehr zwischen Nah und Fern, Schwarz und Weiss, Reich und Arm, — es gibt nur Menschen schlechthin, die nicht nur alle gleiche «Menschenrechte» geniessen sollen, sondern auch auf Mitleid und Mitfreude, auf Güte und Wohlwollen, Hilfe und Förderung ihrer Mitmenschen Anspruch haben. Es soll nicht nur jedem sein gesetzliches Recht werden — wie weit sind wir auch davon noch entfernt! — sondern die ungeschriebenen sittlichen Verpflichtungen, die weiter gehen, als das geschriebene Recht, sollen im Geiste wahren Menschentums ihrer Erfüllung näher gebracht werden: Das allein ist wahre Menschlichkeit!

Gross ist die Aufgabe und fern das Ziel, aber jene muss erfüllt und dieses erreicht werden. Nach neunzehneinhalb Jahrhunderten sind auch die grundsätzlichen Forderungen der Bergpredigt noch immer unerfüllt. Man hat sich ihr angenähert und dann wieder weit von ihr entfernt. Was den Menschen des 18. Jahrhunderts selbstverständlich erschien, wird unserer Generation der Nachkriegszeit zum schweren Problem und zu einem fernen Ideal, zu dessen Verwirklichung man sich mühsam auf den Weg macht. Wir leugnen den Fortschritt in der Geschichte nicht. Er ist vor allem wirtschaftlich, technisch und materiell, er ist wissenschaftlich und vielleicht auch künstlerisch, aber auf sittlichem Gebiet ist er äusserst langsam und von schweren Rückschlägen unterbrochen. Wir leben in einer solchen Zeit trauriger sittlicher Niederlagen der Menschheit. Es ist Zeit, dass sie das Versäumte nachholt und aufwärtsstrebt zu neuen und doch so alten Zielen, denen einer schlichten, vollen, rückhaltlosen, echten Menschlichkeit!

*G*rösse und Kraft des Roten Kreuzes beruhen darauf, dass der ihm zugrunde liegende Gedanke und sein Zeichen in der ganzen Welt bekannt und dass Millionen von Menschen mit seinem Namen vertraut sind und wissen, dass er Uneigennützigkeit, Parteilosigkeit und Hilfe für Verwundete, Kranke und Verfolgte bedeutet. In unserer zerrissenen Zeit bleibt das Rote Kreuz eine der wenigen Ideen, welche die Menschen noch zusammenführen über ihre völkischen, gesellschaftlichen, religiösen und rassischen Verschiedenheiten hinweg.

PROF. MAX HUBER